Moses Mendelssohn,

ein Lebensbild.

Vortrag,

gehalten in der **Lesegesellschaft** zu **Münsingen.**

am 22. Januar 1872

Dr. MORITZ PERLES
595.

von

Dr. M. Silberstein,
Rabbiner.

Auf mehrfaches Ersuchen dem Drucke übergeben.

Der Reinertrag ist zur Linderung des gräßlichen Elends unter den Israeliten in Persien bestimmt.

Preis 12 kr.,

ohne jedoch der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen.

Eßlingen.
Druck von L. Harburger.
1872.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

420

Hochverehrte Versammlung!

Es giebt Erscheinungen in der Natur, die mit urgewaltiger Kraft auftretend, die Erde gleichsam erschüttern und in ihren Grundfesten sie erzittern machen; andere aber, minder gewaltig in ihrem Auftreten, ja oft kaum wahrnehmbar, erweisen sich doch nichts desto weniger in gleichem, ja oft noch in höherem Maße als eine Quelle reichen Segens für die Bewohner der Erde. Denn welch wohlthätigen Einfluß auch Gewitter, Donner und Blitz, auf Natur und Menschen üben, wirken jene sanft säuselnden Frühlingslüfte minder heilsam, da sie die schlummernden Keime in der Natur zu frischem, fröhlichem Dasein wecken und duftende Blüthen an Baum und Strauch hervorzaubern, an denen Aug' und Herz sich laben und erquicken?

Also, verehrte Versammlung, ist es auch in der Geschichte der Menschheit. Auch hier treten Männer auf, die mit siegreicher Kraft, mit unwiderstehlicher Gewalt in die Geschicke ihrer Zeit eingreifen und dem Strome der Geschichte Lauf und Richtung anweisen. Mit ihrem ehernen Griffel zeichnet denn auch Clio ihre Namen und ihre Thaten auf die Tafeln der Geschichte zum ewigen Gedächtnisse für die künftigen Geschlechter. — Andere aber giebt es, die geräuschlos wirken; in ihrem engen, stillen Kämmerlein sammeln sie die Ideen um sich, zu denen sie friedliche oder feindliche Stellung nehmen; aber der Kampf der Gedanken erzeuget neue Ideen, die hinausziehen in die Kreise der Menschen, dort die Geister befruchtend, die Köpfe erhellend, die Herzen erwärmend, den Willen kräftigend und stählend zu edlem, menschenwürdigen Thun.

Wohl sind auch Diese Helden, wie Jene: die Helden des Geistes, die durch die Macht und Ueberlegenheit des Geistes die Geister sich unterworfen und besieget haben. Und, verehrte Versammlung, ich wage es selbst in einer Zeit, die noch unter dem Eindrucke unvergleichlicher Siegesthaten steht, es auszusprechen: Größer als der Sieg der Waffen erweiset sich der Geistessieg, denn er unterwirft die Unterliegenden und hebet sie dennoch zu sich empor.

Einen solchen Helden des Geistes in seinem Kampfe, in seinem Ringen und Streben, in seinem Leben und Wirken Ihnen vorzuführen, dazu, verehrte Versammlung, möchte ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit für diese Stunde erbitten. Und gewiß, ich fürchte nicht, daß Ihre Theilnahme dadurch beeinträchtigt und verringert werde, daß der Mann, dessen Lebensbild ich vor Ihnen zu entrollen bemüht sein will, nicht dem herrschenden Glauben angehört. Erscheinen doch die Edlen aller Zeiten, aller Länder, ja aller Religionsbekenntnisse gleich hellglänzenden Sternen am Himmel der Menschheit, ihr zu leuchten und zur Erkenntniß und Einsicht sie zu führen.

Wohl, verehrte Versammlung, war der Mann, den ich Ihrem Geiste heute näher zu rücken gedenke, ein Wohlthäter zunächst seinen Stammesgenossen und mit tiefer, ja dankbarer Verehrung werden die Denkenden und Strebenden unter ihnen zu allen Zeiten zu dem Manne emporschauen, der, ein zweiter Moses, aus der Finsterniß der Geistesghetti's sie zum Lichte geführet hat. Aber der rastlose, unermüdliche Antheil, den er auch an der Bewegung der Geister genommen, sichert ihm nicht minder eine ehrenvolle Stelle unter den Classikern der deutschen Nation, wie unter den Philosophen seiner Zeit: Moses Mendelssohn — denn er ist's, dessen Lebensgang ich Ihnen darstellen möchte — ist den Deutschen kein obscurer Name.

Den Lebensgang eines Menschen vergleichen wir am Füglichsten dem Laufe eines Stromes. Wir kehren, wollen wir ihn ganz kennen lernen, zu seinem Quell, zu seinem Ursprung zurück. Mendelssohns Ursprung führet uns in die Hütte der Armuth, aus der ja so häufig die großen Männer hervorgegangen sind. Am 10. September 1729 ward er in Dessau von armen, aber braven Eltern geboren. Sein Vater, ein israelitischer Lehrer, war trotz der schweren Sorgen, die auf seinem Haupte lasteten, eifrig bemüht, seinen Sohn, ganz dem damaligen Bildungsgange entsprechend, schon im zartesten Alter in der Bibel und ihren Commentaren zu unterrichten, wie er ihn auch später einer in seiner Gemeinde bestehenden höheren Lehranstalt übergab, in der er im Talmud und anderen rabbinischen Schriften Unterweisung erhielt. — In einem Alter, in dem Andere, Glücklichere, noch unter der sorgsamen Hut von Vater und Mutter stehen, dreizehn Jahre alt, zog Mendelssohn allein, ohne Hilfsmittel, ja selbst ohne Empfehlungen nach Berlin, wohin kurz zuvor sein von ihm hochverehrter Lehrer zur Uebernahme des Rabbinats der dortigen Gemeinde berufen worden war. Leicht war damals der Eintritt in

diese Stadt für mittellose Israeliten nicht. Um dem allzu starken Andrange zu wehren, war an dem einzigen Thore, das damals Israeliten offen stand, ein Beamter aufgestellt, der jeden Einlaßbegehrenden nach dem Zwecke seines Aufenthaltes, wie nach den Mitteln seines Unterhaltes fragen mußte. Auch der arme, hilflose Knabe ward mit rauher Stimme einem solchen Examen unterworfen. Zaghaft antwortete er auf die Frage, was er in Berlin wolle, „lernen." Als nun aber der Beamte ihn auch nach den Mitteln seines Unterhaltes fragte, da brachte er nur stammelnd die Worte hervor: „David Fränkel." So hieß nämlich sein früherer Lehrer, der damalige Rabbiner in Berlin, der Einzige, von dem er in der großen Stadt Hilfe erwarten durfte. In der That erwies sich denn auch der Name dieses Mannes als eine gewichtige Empfehlung für den jungen Mendelssohn: er erschloß dem blaß und schwächlich aussehenden Knaben das Thor der Stadt, in der er später zu so hohem Ansehen gelangen, ja deren Stolz und Zier er einst werden sollte.

Eilends lenkte er seine Schritte nach dem Hause des Mannes, für den er eine glühende Verehrung empfand. Mit vielem Eifer nahm sich denn auch Fränkel des hoffnungsvollen Knaben an; er ließ ihn nicht nur an seinen rabbinischen Vorlesungen Theil nehmen, sondern unterstützte ihn auch, soweit seine eignen Mittel es gestatteten.

Doch für die Dauer boten dem eifrig Strebenden diese Studien kein volles Genüge. Eine neue Zeit war damals in Preußens Hauptstadt angebrochen. Friedrich **II.**, der ein neues, geistiges Leben an seinem Hofe wachgerufen, hatte dadurch auch anregend, erweckend und belebend auf weitere Kreise gewirkt. Auch die Glaubensgenossen Mendelssohns waren von dem Flügelschlage der neuen Zeit nicht unberührt geblieben, auch sie empfanden das Bedürfniß, an den Culturbestrebungen Theil zu nehmen und sich mit der allgemeinen Bildung in Contact zu setzen. Schon gab es einige strebsame Geister, die den engen Kreis des Wissens durchbrochen hatten, in den die gewohnte Sitte sie bisher gebannt. Wie hätte auch der strebsame, unermüdlich nach Erkenntniß verlangende Mendelssohn hiervon unberührt bleiben können!

Aber welcher Energie des Geistes, welch eiserner Kraft des Willens bedurfte es, um die zahllosen Schwierigkeiten zu besiegen, die sich der Befriedigung dieses schönen Strebens hemmend in den Weg stellten! Wir, die wir unter glücklicheren Verhältnissen erwachsen, auf der Wissensleiter sorgsam von Stufe zu Stufe geführet werden, denen bedächtig Alles aus dem Wege geräumt wird, was

an der Entfaltung unseres Geistes uns hindert, wahrlich, wir entbehren des vollen Verständnisses für jene bewundernswerthe Elastizität des Geistes, deren ein Mendelssohn bedurfte, um seinen brennenden Wissensdurst zu stillen. Ohne geeignete Lehrer, ohne passende Lehrmittel, ja selbst bewacht von dem argwöhnischen Auge derer aus seinem Glaubenskreise, die in der Beschäftigung mit profanen Wissenschaften eine Gefahr für die Religion erblickten, gelang es dem strebsamen Jünglinge dennoch, in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen Wissensstoff in sich aufzunehmen, auf dessen Bewältigung wir viele Jahre angestrengten Fleißes verwenden müssen. Die Kenntniß des Lateinischen — Griechisch lernte er erst später — sowie einiger neuern Sprachen, der Mathematik und einiger andern Wissenschaften — Geschichte ausgenommen, der er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, niemals Neigung abgewinnen konnte — machte er in wenigen Jahren sich zu eigen. Rührend aber ist es, wenn wir gewahren, wie er neben der geistigen Noth, die in dem Mangel an jeder methodischen Anleitung, ja selbst an ordentlichen Lehrmitteln bestand, auch noch mit der Noth des Leibes ringen mußte. Denn zu stolz, oder auch wohl zu schüchtern, um fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, litt er neben seinen anstrengenden Studien oft an den unabweisbarsten Bedürfnissen Mangel. Soll er doch oft hungrig sich zu Bette gelegt und das Brod, das ihm zur Nahrung diente, mit Strichen bezeichnet haben, um die Grenze zu kennen, die er nicht überschreiten durfte, wenn er am andern Tage nicht vollends hungern wollte.

Alle seine Studien, insbesondere seine linguistischen, dienten indessen vorzugsweise nur dem einen Zwecke, ihn in die Hallen der Philosophie einzuführen, für die er eine wahrhaft schwärmerische Neigung empfand. Oft verglich er sie einer Geliebten, und in der That war sie ihm eine Trösterin im Ungemach, ein Engel, der ihn sanft über die Mühseligkeiten und Beschwerden des Lebens hinweghob. Geweckt wurde diese begeisterte Liebe in ihm schon frühzeitig durch ein Buch, das, der Literatur seiner Glaubensgenossen angehörend, den hochgefeierten Lehrer Maimonides zu seinem Urheber hatte.

War es doch die Versöhnung jener großen Gegensätze, Glauben und Wissen, die zu allen Zeiten die strebenden Geister beschäftigte. Auch Maimonides, der erleuchtetste seiner Glaubensgenossen, ein Anhänger des Aristoteles, dem er jedoch nicht sclavisch folgte, hatte an die Lösung dieses Problems die ganze Kraft seines umfassenden Geistes gesetzt und die Resultate seiner lichtvollen Forschungen in seinem „Führer der Verirrten" — so hieß das Buch — niedergelegt.

Wie weit es dem berühmten Lehrer gelungen, Glauben und Wissen in Einklang zu bringen und welche Wirkung dieses Buch auf die Geister geübt, diese Fragen zu beantworten, liegt außerhalb des Kreises der Aufgabe, die uns hier beschäftigt. Uns kommt es allein nur darauf an, den Einfluß zu schildern, den das Studium dieses Buches auf den scharfsinnigen Mendelssohn übte. Der Eindruck war ein mächtiger, wahrhaft überwältigender. Mit tiefer Verehrung schaute Mendelssohn zu dem Verfasser dieses Buches empor und nahm die Lehren und Grundsätze, die der „Führer" verkündete, mit edler Begeisterung in sich auf.

Dem angestrengten Studium dieses Buches, erzählte Mendelssohn oft, verdanke er seinen gekrümmten Rücken; aber, fügte er hinzu, was thuts? verdanke ich ihm doch auch manche schöne Stunde meines Lebens; so hat es mich denn reichlich entschädigt für das, was es mir Schlimmes zugefügt. — Alles Lernen ist eine sittliche That. Aber Mendelssohn begnügte sich nicht mit der allgemeinen Einwirkung, sondern er ließ den Lernstoff auch ernstlich versittlichend auf sich wirken. Mit diesem Gedanken trat Mendelssohn an seine Studien heran: sie sollten läuternd auf ihn wirken. Insbesondere war es auch das Werk des Maimonides, das einen veredelnden Einfluß auf seine Charakterbildung übte. Von Natur heftig, ja jähzornig, disciplinirte er sich, geleitet durch die Weisheits- und Tugendlehren des „Führers" so sehr, daß er, schon auf der Höhe seines Ruhmes stehend, Beleidigungen ertragen konnte, ohne zornig zu werden. So erwies sich der Führer des Maimonides auch ihm als ein Führer auf seinem Lebenswege.

Inzwischen hatte aber auch das äußere Lebensschicksal unseres Helden eine günstige Wandelung erfahren: ein reicher Glaubensgenosse in Berlin, der Seidenfabrikant Bernhard, aufmerksam geworden auf den trefflichen Mendelssohn, nahm ihn in sein Haus, um seinen Händen Erziehung und Unterricht seiner Kinder anzuvertrauen. Wie glücklich schätzte er sich nunmehr, der niedern Sorgen des Lebens ledig zu sein und neben der Erfüllung seiner Berufspflichten allein nur noch der von ihm so heiß und innig geliebten Wissenschaft leben zu dürfen! Mit all der Gluth einer wissensdurstigen Seele gab er sich nunmehr den philosophischen Studien hin, zu denen das soeben besprochene Werk des Maimonides die Lust in ihm gewecket hatte. Den damals herrschenden philosophischen Systemen widmete er alle Zeit, die der Unterricht seiner Zöglinge ihm übrig ließ: Locke, Spinoza, Leibnitz und Wolf waren die

Philosophen, auf deren Worte er lauschte und deren Lehren die Bausteine bildeten, aus denen er sich selbst später eine Art Lehrgebäude errichtete.

Mendelssohn war, wie wir sahen, Autodidact, er durfte das stolze Bewußtsein in sich tragen, Alles aus und durch sich selbst geworden zu sein. Aber die Autodidaxie birgt doch auch eine schwere Gefahr in sich, die nicht unterschätzt werden darf, die der Einseitigkeit. Es bedarf, soll sie vermieden werden, des geistigen Verkehrs mit Gleichgesinnten, Gleichstrebenden. Und auch nach dieser Seite hin hat das Geschick sich unserm Mendelssohn freundlich erwiesen: es hat ihn, der für wahre, echte Freundschaft so tief empfänglich war, gleichstrebende Freunde auf seinem Lebenswege finden lassen, die fördernd und stützend auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen eingewirket haben. Mit Nicolai, dem gelehrten Buchhändler von Berlin, den gleich ihm ein heißer Wissensdurst erfüllte, mit Abbt, dem liebenswürdigen Professor von Frankfurt, später von Rinteln, mit Engel, Rammler und vielen anderen Männern klangvollen Namens verband den strebenden Mendelssohn ein Band inniger Freundschaft, das ihn beglückte und in seinen eigenen Augen hob. Sie Alle aber verlieren in diesem Freundschaftskreise an Werth und Ansehen dem Einen gegenüber, Lessing, der mit Mendelssohn einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, so zart, so innig, so fest und dauernd, daß er allein nur mit jenen Freundschaftsbündnissen würdig verglichen werden kann, deren Kunde aus dem grauen Alterthum zu uns herüberdringt, mit der Freundschaft eines Orestes und Pylades, eines David und Jonathan. Es war eine glückliche Fügung, die Beide, gleich edel an Gesinnung, wie gleich an wissenschaftlichem Streben, — man sagt beim Schachspiele — zusammengeführt hat. Wie jede echte Freundschaft, so äußerte sich auch diese in gegenseitigem Empfangen und Geben. Mendelssohn, der bis dahin der schönen Literatur fern gestanden, ward durch Lessing in dieselbe eingeführt; Lessing weckte in seinem jungen Freunde den Sinn für edle Formen, für Anmuth der Darstellung, worin er ja mustergiltig war. Dagegen empfing er durch Mendelssohn Anregung für philosophische Forschungen, denen er sich nunmehr mit all' jenem Eifer hingab, mit dem der geniale Mann Alles erfaßte, was ihn im Suchen nach Wahrheit zu fördern vermochte.

Lessing war es auch, der den schüchternen Mendelssohn zuerst als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit einführte. Die Abhandlung eines englischen Philosophen, Shaftesbury, die Lessing seinem Freunde

Mendelssohn zum Lesen übergeben hatte, gab dieser nach kurzer Zeit mit dem Bemerken zurück, daß er Derartiges zu schreiben sich wohl auch glaube zutrauen zu dürfen, worauf Lessing, eifrig bemüht, seinen jungen Freund zu fördern, in ihn drang, eine solche Arbeit zu unternehmen. In der That übergab Mendelssohn nach einiger Zeit Lessing eine Schrift mit der Bitte, dieselbe einer sorgfältigen Durchsicht zu würdigen, wogegen dieser den jungen Autor bald darauf mit einem gedruckten Exemplar derselben überraschte: es waren die „philosophischen Gespräche" — Mendelssohn's Erstlingswerk — das der Freund ohne Wissen des Verfassers der Oeffentlichkeit übergeben hatte.

Mendelssohn, insbesondere durch dieses Buch den wissenschaftlichen Kreisen Berlins bekannt geworden, ward bald darauf auch Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, die sich in einem Kaffeehause einen Vereinigungspunkt gegeben hatte und in der heiterer Scherz mit ernsten Arbeiten abwechselten. An Beiden nahm Mendelssohn, dem Mutter Natur neben scharfem Verstande auch eine gute Dosis Witz verliehen hatte, bereitwillig Antheil. Hier schrieb er, als in fröhlicher Laune Jeglichem auferlegt ward, seine Fehler zu besingen, jenen Vers nieder, in dem er sich selbst wegen seines Verwachsenseins und Stotterns verspottete. Hier ward er aber auch als Verfasser jener gelehrten Abhandlung erkannt, die er, wie dies nach den Statuten des Vereins jedem Mitgliede oblag, für denselben bearbeitet, aber seiner Schüchternheit, oder auch seines Stotterns wegen durch einen Andern hatte vorlesen lassen.

Wenige Monde nach dem Erscheinen der „philosophischen Gespräche" trat Mendelssohn schon wieder mit einem Schriftchen in die Oeffentlichkeit. Es waren die „Briefe über die Empfindungen," die, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe schon darum unser lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen, weil Männer wie Lessing, Herder, ja Schiller selbst sie ihren Untersuchungen über die Aesthetik zu Grunde legten.

Und nicht nur dieses Schriftchen, sondern noch eine ganze Reihe von Abhandlungen, die er in Zeitschriften niederlegte, bekunden die tiefgehenden Forschungen, denen sich Mendelssohn auf dem Gebiete der Aesthetik hingab; freilich müssen wir es uns an dieser Stelle versagen, auf diese Arbeiten, von denen selbst die bedeutendsten Männer mit vieler Achtung sprechen, eines Nähern einzugehen.

Nur einer seiner Arbeiten, die er in den von Lessing begründeten Literaturbriefen veröffentlichte, müssen wir hier gedenken, da

sie unsern Mendelssohn in einen Conflict mit dem der schönen Literatur huldigenden Friedrich den Großen brachte und leicht üble Folgen für ihn hätte haben können. — Mendelssohn war ein Mann von echt deutscher Gesinnung; ja in einer Zeit, in der die hervorragendsten Männer, selbst ein Herder, wenig Verständniß für nationale Ehre und Würde zeigten, war er es, der mit Begeisterung in allen seinen Schriften den nationalen Standpunkt verfocht und die Deutschen gerade dieses Mangels wegen heftig anklagte. Wie mußte ihn daher die vom großen Könige zur Schau getragene Franzosenthümelei, die mit der Verachtung alles Deutschen Hand in Hand ging, auf's Tiefste verwunden! Angeregt durch Lessing unterzog er in den Literaturbriefen die französischen Gedichte des preußischen Königs einer Beurtheilung, die mit feinem Witze nicht allein die Franzosenmanie des Königs, sondern auch den von ihm zur Schau getragenen Unglauben geißelte. Wohl suchte er die bittere Wahrheit, die es ihn zu sagen drängte, so einzuhüllen, daß sie, wie er meinte, Anspruch auf Hoffähigkeit erheben dürfe. Aber ein Höfling hatte sie selbst in ihrer Vermummung erkannt; er denuncirte sie dem Könige und klagte Mendelssohn an, daß er die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchst geheiligte Person in frechem Urtheil über dessen Poesie aus den Augen gesetzt habe. Er ward vor den König berufen, um sich wegen seiner Kritik zu rechtfertigen und that dies mit den Worten: „Wer Verse macht, schiebt Kegel und wer Kegel schiebt, er sei wer er wolle, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt."

Wir sind nun aber genöthigt, auch wieder einen Blick auf die äußern Begegnisse unseres Helden zu werfen, die wiederum eine günstigere Wendung erfahren hatten. Vertauschte er doch die Stelle eines Hauslehrers mit der bei weitem angenehmern eines Buchhalters in dem Geschäfte seines bisherigen Herrn und nahm somit eine Stellung ein, die es ihm ermöglichte, einen eignen Herd zu begründen. Ein freundliches Geschick führte ihm denn auch eine zärtliche Lebensgefährtin zu, an deren Seite er all das Glück empfand, das ein trauter Familienkreis denen gewährt, die den Sinn für die stillen Freuden der Häuslichkeit sich bewahret haben. — Doch weder der neue, ungewohnte, seinen geistigen Bestrebungen so fremdartige Beruf, noch das Familienleben haben es vermocht, Mendelssohn der von ihm nicht minder heiß geliebten Muse abwendig zu machen. Eine Preisaufgabe, die nach seiner Verheirathung von der Academie der Wissenschaften in Berlin gestellt worden war, lockte auch ihn, sich auf die Arena des

Kampfes zu begeben. Freilich kostete es ihm, der den Mangel einer schulmäßigen Bildung tief empfand, nicht geringe Ueberwindung, sich in die Reihe der Bewerber zu stellen. Dennoch ward seine Arbeit mit dem Preise gekrönt, ja er trug selbst den Sieg über Kant davon, einen Mann, der später auf dem Gebiete der Philosophie zu so hoher, unvergleichlicher Bedeutung gelangte.

Mehr aber als alle seine bisherigen schriftstellerischen Erzeugnisse war es eine Schrift, die Mendelssohn eine seltene Popularität und einen ehrenvollen Platz unter den Classikern der deutschen Nation verschaffte, der Phädon.

Mendelssohn, eine Natur, die auf tief sittlichem Grunde ruhte, hatte jene Leichtfertigkeit nicht entgehen können, mit der gerade damals, insbesondere durch die französischen Encyclopädisten, der Glaube an die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit, namentlich auch der Unsterblichkeitsglaube, war hinweggespöttelt worden. Wandte sich doch auch seine Kritik der poetischen Erzeugnisse des preußischen Königs namentlich gegen die Frivolität, mit der derselbe auch diesen Glauben zu leugnen wagte. Dieses Gift, ausgestreut von den leichtlebigen französischen Schriftstellern, hatte sich auch in Deutschland immer mehr verbreitet und in vielen Geistern alle jene Lehren gefährdet, auf denen das Glück und der Friede der Menschen zu ruhen pflegen. — Als ein charakteristisches Merkmal jenes um sich greifenden Unglaubens erscheint auch die Verherrlichung, die sogar der Selbstmord durch Göthes „Werther" erfahren hat, ein Buch, das allein nur aus jener schlaffen, alles Halts entbehrenden Zeit- und Geistesrichtung erklärt werden kann. Gegen diese Zeit- und Geistesrichtung kämpfte Mendelssohn in seinem Phädon an. In der Form sich an den bekannten Dialog des Plato anschließend, vertauschte er die Beweise des alten Griechen mit andern, von denen er sich eine tiefere Einwirkung auf seine Zeitgenossen glaubte versprechen zu dürfen.

Mendelssohn hatte in seinem Phädon das Wort gesprochen, dessen die Welt zu ihrer Genesung bedurfte. Wie zündete es darum auch in den Gemüthern! Aber nicht seinem Inhalte allein verdankte das Buch seinen ungewöhnlichen Erfolg, sondern auch der Anmuth der Darstellung, der Eleganz der Form, die es auszeichnet und es noch heute zu einer anziehenden Lectüre macht.*) Drei Auflagen,

*) Vielleicht mag auch bei der überraschend günstigen Aufnahme der Umstand mitgewirkt haben, daß der Phädon, nach einer Reihe heftiger Kriege der

die der Phädon in zwei Jahren erlebte, sowie die Uebertragung in fast alle Culturſprachen zeugen von dem großartigen Erfolge, deſſen er ſich zu erfreuen hatte. Von allen Seiten kamen dem Verfaſſer, der nunmehr eine europäiſche Berühmtheit geworden war, Dankſchreiben zu; ja gekrönte Häupter ſelbſt — wir nennen den Fürſten von Schaumburg Lippe, ſowie den Herzog von Braunſchweig — verſchmähten es nicht, ſich um die Freundſchaft des Mannes zu bewerben, der ihnen wieder einen Halt im Leben gewährt hatte. Die Academie der Wiſſenſchaften in Berlin ſchlug ihn zu ihrem Mitgliede vor; doch der große König Friedrich war nicht groß genug, den Mann, dem er erſt kurz zuvor auf vieles Drängen das Privilegium eines Schutzjuden gewährt hatte, auch in die Reihen der Academiker aufzunehmen.

Wie harmlos und friedlich nun aber auch unſerm Mendelsſohn ſeine Tage in beglückendem Verkehr mit gleichgeſinnten, geiſtesverwandten Freunden, ſowie in eifrigen Studien dahinfloßen: auch ihm ſollten jene trüben Zeiten nicht erſpart bleiben, die die heidniſchen Griechen ihren neidiſchen Göttern zuſchrieben, die aber wir als Prüfungen anſehen, von einer gütigen und weiſen Gottheit auferlegt, die Menſchen zu läutern und zu veredeln. Zunächſt war es die Art, wie einer ſeiner Bekannten, Lavater, ihn öffentlich zum Religionswechſel aufforderte, die ihm tiefes Leidweſen bereitete. Denn ein abgeſagter Feind jeder religiöſen Polemik, ward ihm hierdurch eine ſolche aufgedrängt, die, wenngleich ſie wieder neue Ehren zu den alten fügte, doch ihm jene Ruhe des Geiſtes ſtörte, die er als die Vorbedingung wiſſenſchaftlicher Thätigkeit über Alles liebte. Vielleicht war es die hiedurch verurſachte Aufregung, die eine Krankheit zur Reife brachte, welche unſern Mendelsſohn auf's Siechenlager legte und ihm für eine Reihe von Jahren die Fähigkeit zu geiſtigen Beſchäftigungen raubte: eine Nervenkrankheit, in die er verfiel, verbot ihm, der allein nur im Denken ſein Genüge fand, jede geiſtige Thätigkeit, ſo daß der Beklagenswerthe, um nur etwas zu thun, die Ziegel auf den Dächern zählte. —

Wieder einigermaßen hergeſtellt, war es eine neue Arbeit, die

---

Welt übergeben, einen empfänglichen Boden für die in ihm erörterte Unſterblichkeitsfrage vorgefunden hat. Macht ſich doch erfahrungsgemäß nach ſolchen Zeiten das Bedürfniß geltend, den Blick über das Grab hinaus auf die geheimnißvolle Zukunft zu richten und die Beruhigung zu empfangen, daß der Tod doch nur eine Brücke zu einem Fortleben im Jenſeits iſt — eine Erſcheinung, wie ſie ja gegenwärtig namentlich auch in Frankreich zu Tage tritt.

den rastlos thätigen Mendelssohn in Anspruch nahm: die Uebersetzung eines Theils der Bibel. Zuerst unternommen, um dem Unterrichte seiner Kinder, insbesondere seines reichbegabten ältesten Sohnes zu Grunde gelegt zu werden, munterten ihn Freunde und Bekannte aus dem Kreise seiner Glaubensgenossen auf, dieselbe auch den letztern zugänglich zu machen. Mendelssohn, willfährig in Allem, wodurch er sich eine tiefere Einwirkung auf seine Glaubensgenossen glaubte versprechen zu dürfen, erklärte sich gern bereit, seiner Uebersetzung eine Form zu geben, die ihr auch in weiteren Kreisen Freunde zu erwerben geeignet war. Von geistesverwandten Freunden ließ er Commentare verfassen, die seine Uebersetzung sprachlich rechtfertigen und sachlich erläutern sollten: eine Zugabe, ohne die eine Bibelübersetzung bei seinen damals meist rabbinisch gebildeten Glaubensgenossen sich weder Eingang noch Geltung verschaffen konnte. — Die Uebersetzung, die allein nur von Mendelssohn herrührt, war seiner würdig. Wie alle seine literarischen Erzeugnisse, so zeichnete sich auch diese durch edle Form, Klarheit und Durchsichtigkeit aus. Mit einem ästhetisch gebildeten Sinne begabt, sowie mit gründlicher Kenntniß des Urtextes ausgestattet, eröffnete sich ihm ein tiefes Verständniß für die zahllosen Schönheiten der heiligen Schrift, mit denen er, ein Meister der deutschen Sprache, auch die Uebersetzung auszuschmücken wußte. Wie versenkte er sich in den Sinn der heiligen Schrift, um den freilich unnachahmlichen Zauber der Bibel auch annähernd wenigstens über die Uebersetzung auszubreiten. — Und sein Werk ist ihm gelungen. Wohl mag man in sprachlicher und sachlicher Beziehung längst über Mendelssohn hinausgekommen sein — denn auch für die Hilfsmittel zur Erläuterung der alten Schriften erschließen sich uns ja immer neue Quellen — aber der wunderbare Zauber, der über der Uebersetzung ausgebreitet ist, ist auch heute noch von Niemandem übertroffen, ja von Niemandem erreicht worden.

Und die Wirkung auf seine Glaubensgenossen? Sie war eine überraschende, ja in culturhistorischer Beziehung geradezu bewundernswerthe, ähnlich der, die Luther einst durch seine Uebersetzung auf seine Zeit erzeugte. Denn wie auch Mendelssohn's Glaubensgenossen einst das Volk der Schrift, d. h. der Bibel genannt worden waren, so war ihnen doch in jenen finstern Zeiten des Drucks und der Verfolgung, sowie des Ausschlusses von aller Cultur, auch das klarere, lichtvolle Verständniß für die Bibel abhanden gekommen. Für die Erfassung des Weihevollen und Tiefgemüthlichen der

biblischen Erzählungen mangelte ihnen der Sinn. Moses Mendelssohn war es, der sie wiederum mit verständnißvollem Sinne auf die Wundermähr lauschen ließ, die von den Ufern des Jordan und des Euphrat an sie erging. Wie gewannen nun die strebsamen Jünglinge die Bibel lieb, die so herrliche Schätze ihnen erschloß! Wie gewannen sie aber auch die deutsche Sprache lieb, in der die Offenbarungen ihres Glaubens an sie von Neuem ergingen! Ja, wie bewunderten sie die reine, lautere Sprache, sie, denen bisher in einem erbärmlichen Jargon das Verständniß der Bibel vermittelt worden war! War aber einmal die Vorliebe für die reine, lautere Sprache in ihnen geweckt, so mußte auch der Wunsch erwachen, sonstige Erzeugnisse der deutschen Literatur, insbesondere auch die Mendelssohn'schen Schriften kennen und verstehen zu lernen. Mendelssohn mit seiner Bibelübersetzung darf daher als der Geistespionier angesehen werden, der in zahllosen Jünglingen das Feld bereitete, in das die Saaten deutscher Geistescultur gestreut werden konnten. Nun erwachte das Bestreben, für die israelitische Jugend wohlorganisirte Schulen zu begründen, in denen den religiösen, wie den für das bürgerliche Leben erforderlichen Fächern gleiche Pflege gewidmet werden sollte. Mendelssohn selbst begründete, um seine Glaubensgenossen geistig und sittlich zu heben, in Gemeinschaft mit Freunden eine solche Anstalt in Berlin, die viel Treffliches geleistet hat. —

Denn, verehrte Versammlung, wie sehr sich auch Mendelssohn geistig über seine Glaubensgenossen erhoben hatte, er überhob sich nicht über sie; ja er sehnte sich mit der ganzen Gluth eines liebenden Herzens, ihre beklagenswerthe Lage nach Kräften zu erleichtern. Von allen Seiten, wo Druck auf ihnen lastete, wandte man sich an ihn, und er erhob entweder selbst sein so beredtes Wort für sie, oder regte edle christliche Freunde an, die Vertheidigung der ihres Glaubens wegen Bedrückten zu übernehmen.

Oft genoß er die Freude, daß seine oder seiner Freunde Verwendung mit Erfolg gekrönt, sie von der schweren Bürde befreite, unter der sie seufzten.

Aus den von ihm oder auf seine Anregung verfaßten Schriften heben wir nur ein Werk hervor, das grundlegend, eines Philosophen würdig, sich nicht darauf beschränkte, einzelne Beschuldigungen, die erhoben worden waren, durch Widerlegung zurückzuweisen, sondern sich die höhere und bedeutsamere Aufgabe stellte, die hierbei in Frage kommenden Factoren, Staat und Kirche, einer gründlichen, tief eingehenden Prüfung zu unterziehen. So gelangte er zu Resultaten,

die noch heute, nach hundert Jahren, ihre hohe Bedeutung nicht verloren, ja eigentlich jetzt erst recht beginnen, rechte Geltung im Staatsleben zu gewinnen. Denn er war es, der nach Locke zuerst wieder jene Grundsätze aussprach, in deren Durchführung gegenwärtig die modernen Staaten die einzige Lösung sehr wichtiger staatspolitischer Fragen erblicken: Gewissensfreiheit, Trennung der Kirche vom Staate. Mit der ihm eigenthümlichen logischen Schärfe zeichnet er die Gebiete, in denen sich beide, Kirche und Staat, zu bewegen haben, das Gemeinsame, wie das Trennende. — Es dürfte nicht uninteressant sein, den Gang ein wenig zu skizziren, auf dem Mendelssohn, der in staatsrechtlichen Fragen nicht unerfahren war — war er doch selbst bei Abfassung des preußischen Landrechts zu Rathe gezogen und zur Einsendung von Gutachten aufgefordert worden — zu solchen Resultaten gelangte.

Beide, sagt er, Kirche und Staat, haben allerdings das eine Ziel, die Glückseligkeit der Menschen durch öffentliche Vorkehrungen zu fördern und wirken zu diesem Zwecke auf Gesinnungen und Handlungen derselben. Ist dies das Gemeinsame, so trennen sich doch Beide in Bezug auf die Mittel. Denn während der Staat die Beförderung des Wohls allein nur durch Gründe vermag, die aus dem Verhältnisse des Menschen zum Menschen oder zur Natur hergeleitet sind, so bedient sich die Kirche hierbei solcher Motive, die auf dem Zusammenhang zwischen dem Menschen und der Gottheit beruhen. — Ferner: Der Staat darf, ja muß auch durch Strafen seinen Anordnungen und Gesetzen Geltung und Befolgung erzwingen, wenngleich er das höhere Ziel seines Strebens darin erblicken soll, daß seine Gesetze freiwillig, aus der Einsicht in die Nothwendigkeit heraus befolgt werden. Denn da es dem Staate in erster Reihe auf die ungestörte Erhaltung der äußern Ordnung ankommen muß, so kann er sich auch mit Handlungen, die nicht das Erzeugniß der innern Ueberzeugung sind, begnügen. Hier nun erblicken wir die tiefe Kluft, die den Staat von der Kirche scheidet. Denn diese kann niemals auf die Gesinnung, die Ueberzeugung bei den Handlungen, die sie vorschreibt, Verzicht leisten. Welchen Werth hätten auch religiöse Handlungen ohne den religiösen Gedanken? Ja, erschienen sie nicht als eine Entweihung der Religion? Hieraus folgt denn mit Evidenz, daß sie weder durch Belohnungen erkauft, noch durch Strafen erzwungen werden können. Entzieht sich doch der innere Gedanke, der ihnen allein nur Werth uud Bedeutung sichern kann, jeder Controle. Darum weiß die

Religion von keinem Zwange, sie wirket nur auf Geist und Herz. Weder Gewalt noch Macht, weder Bann, noch Ausschließungsrecht, die dem Geiste völlig zuwider sind, kann daher die Kirche besitzen und zur Geltung bringen. Mit wohlthuender Wärme beschwört er denn auch zunächst die Geistlichen seiner eigenen Kirche, die Rabbiner, auf das von ihnen damals noch besessene und auch hier und da geübte Bannrecht, als dem Geiste der echten Religion widersprechend, zu verzichten.

So weiset er der Kirche, einer jeden Kirche, den Weg an, auf dem sie allein, ihrer Natur nach, ein Recht zu wandeln hat: den Weg des Belehrens, des Ermahnens und Tröstens, nicht aber des Herrschens und des Strafens.

Und wie der Kirche, so weiset er auch dem Staate die Stellung an, die er der erstern gegenüber einzunehmen hat. Er hat sich nicht um die Grundsätze einer Kirche zu kümmern, sondern allein nur darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, die mit der staatlichen Ordnung im Widerspruch stehend, diese zu gefährden vermögen. Somit habe auch der Staat nicht das Recht, Religionsgenossenschaften vom Genusse öffentlicher Rechte auszuschließen, weil ja zwischen Staat und Kirche Collissionsfälle niemals eintreten können.

Es zeugt von der Gemeinsamkeit der Ideen, die zwischen Mendelssohn und seinem Freunde Lessing bestand, daß auch dieser die Grundsätze, die jener in philosophischer Weise begründete, in der ihm zusagendern dramatischen Form zur Darstellung zu bringen bemüht war. In seinem „Nathan", dieser Perle deutscher Dichtkunst, diesem Hohenliede der Toleranz, das noch heute von Niemandem übertroffen, ja von Niemandem erreichet worden ist, verkündet er, der mit tiefem Schmerze die Verfolgungen um des Glaubens willen wahrnahm, ja selbst zu erdulden hatte, die ewigen und unabänderlichen Grundsätze und Lehren, durch die allein nur der menschlichen Gesellschaft der Friede verbürget, sowie den Mitgliedern verschiedener Kirchen Raum zu gemeinsamem Leben und gedeihlichem Wirken gewähret ist.

Wir müssen es uns, so verlockend auch die Versuchung an uns herantritt, versagen, das herrliche Gedicht, dessen Existenz allein schon den seiner Religion wegen Bedrückten mit Vielem auszusöhnen vermag, näher und eingehender zu skizziren. Würden wir uns doch vielleicht selbst des Rechtes begeben müssen, seiner hier auch nur zu erwähnen, wenn nicht, wie bekannt, der Nathan eine Huldigung

wäre, vom Freunde dem Freunde dargebracht. Ist doch der Haupt-held des Drama's, jener weise und gute Nathan, von dem man nicht weiß, ob er mehr weise als gut, oder mehr gut als weise ist, kein Anderer, als auch unser Held, Mendelssohn.

Freilich hat man unsern Dichter verdächtigt und ihn des religiösen Indifferentismus angeklagt. Doch ist die Anklage begründet? Gewiß nicht. Nur ein Mann, der die Religion mit allen Fasern seines Herzens liebt, konnte der Schöpfer eines solchen Dramas sein. Oder hätte etwa Voltaire ein solches Gedicht zu erzeugen vermocht? Nicht gegen die Religion — sie ist ihm die göttliche, hocherhabene, über dem eitlen Getriebe der Menschen stehende — nein gegen ihre Verirrung und Entartung, von der gewiß Niemand sie wird freisprechen wollen, erhebt der Dichter sein feuriges Wort. Wohl hat man in der bekannten Erzählung von den drei Ringen insbesondere einen Beweis für seinen Indifferentismus erblicken wollen. Aber ruht denn der Schwerpunkt des Dramas auf dieser Erzählung? Ist sie ihm denn mehr als ein Mährchen, gut genug, „nicht Kinder bloß damit abzuspeisen"? Aber die Schlußfolgerung, die Moral, sie ist und bleibt das Höchste. Denn giebt es eine Mahnung von tief sittlicherem Gehalte, als die, welche der Dichter in den Worten ausspricht:

Es eifre Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf! Und wenn sich dann der Steine Kraft
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da
Wird ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen: Geht! So sagte
Der bescheidene Richter.

Und Nathan fährt fort:

Saladin,
Wenn Du Dich fühltest dieser weisere
Versprochene Mann zu sein . . . . . .

Was heißt dies anders, als: Wolltest Du nicht als der Ver-

treter des Staats, ja als dieser selbst über Rechtgläubigkeit und falschen Glauben entscheiden?

Doch Saladin erwidert demüthig und zerknirscht:

Ich Staub? Ich Nichts?
O, Gott!

Und Saladin fährt fort:

Nathan, lieber Nathan!
Die tausend, tausend Jahre Deines Richters
Sind noch nicht um — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund.

Hier ist der Punkt, in dem Lessing und Mendelssohn zusammentreffen. Was Mendelssohn in seinem Jerusalem in scharfer, logischer Beweisführung ausspricht, das verkündet Lessing seinen Zeitgenossen in der Form des Dramas. Friedlich und freundlich wollen und sollen Saladin und Nathan, d. h. Staat und Religion, neben einander gehen, sich unterstützen und tragen. Aber es darf der Staat, dem die Mittel zur Entscheidung fehlen, sich nicht das Recht anmaßen, einer Religionspartei den Arm zu leihen zur Unterdrückung der andern, denn er schuldet seinen Gliedern vor Allem Gerechtigkeit.

Wahrlich, wenn auch nur erst seit Lessing und Mendelssohn diese Wahrheit tiefer in das Bewußtsein der Völker, der Regierten wie der Regierenden, gedrungen wäre, viel, sehr viel Unheil wäre vermieden worden.

Aber, Gottlob, wir stehen, Dank insbesondere auch diesen beiden Rittern des Geistes, der Zeit nicht mehr so ferne, in der diese Prinzipien allgemeine Geltung gewinnen und auch der Leitung aller Gemeinwesen zu Grunde gelegt werden.

Lessing sollte freilich sich nicht mehr an dem Glanze des Lichtes laben und erquicken, das er der Welt mit entzündet hatte. Im Gegentheile, ihm ward um dieses Sanges willen das Leben sehr verbittert. Soll ihm doch die Feindseligkeit, die offene wie die geheime, die er um dessentwillen erdulden mußte, das Herz gebrochen haben. Und was für ein Herz! War es doch das reinste und lauterste, das jemals für Wahrheit und Recht geschlagen. Und Mendelssohn? Wer vermag es, die ganze Gewalt des Schmerzes zu schildern, der sein liebendes Herz durchwühlte, als er die Todesnachricht empfing! Lebte, dachte, fühlte er doch allein nur in seinem Lessing, der ihm theurer als ein Bruder, ja der ihm Alles war, den Niemand ihm ersetzen konnte.

Er, der selbst des Trostes so bedürftig, fühlte die Verpflichtung, den Hinterbliebenen seines unvergeßlichen Freundes Worte des Trostes und der Aufrichtung zu spenden. Wie wehmüthig stimmt es uns, wenn er den Leidtragenden Ergebung in ihr Schicksal empfiehlt, wehmüthiger, als die herzzerreißendste Klage es nur vermag. Eines nur richtete ihn in seinem tiefen Schmerze auf. Er wollte seines Lessings Leben der Mit- und Nachwelt darstellen, er wollte der Welt Kunde geben, welchen Schatz sie in ihm besessen, in ihm verloren habe. Sein Bild, rein, makellos, edel und erhaben, wie er es im Heiligthum seines Herzens trug, wollte er hinaustragen in die Kreise der Menschen, daß Alle es anschauen und anstaunen, Alle es lieben und verehren sollten. Da, als er zur Ausführung des ihm so lieb gewordenen Planes schreiten wollte, ereilet ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine Nachricht, geeignet, den Lichtglanz zu trüben, der für ihn dies Bild umfloß. Lessing sei ein Spinozist gewesen. So lautete die Nachricht, die ein Philosoph, Jacobi, durch die Freundin Mendelssohns, Elise Reimarus, diesem zukommen ließ. In einer Stunde vertraulichen Zwiegesprächs habe ihm Lessing dieses Bekenntniß abgelegt; Mendelssohn aber müsse hievon Kunde empfangen, da er bei der Darstellung seines Lebens einen so wichtigen Umstand, um der geschichtlichen Wahrheit willen, nicht unbeachtet lassen dürfe. Lessing — ein Spinozist! Was hieß dies in damaliger Zeit, in der ein klares Verständniß über die Philosophie Spinozas noch nicht erschlossen war, anders, als Lessing leugne die Gottheit! Nichts aber konnte, freilich mit Recht, Lessing tiefer in der öffentlichen Meinung herabsetzen, als eine solche Anklage. Es galt somit Lessings Ehrenrettung. Wie aber konnte er von der schweren Anklage befreit werden?

Mendelssohn, der sich schon in früheren Jahren eingehend mit dem philosophischen Systeme seines Glaubensgenossen Spinoza beschäftigt hatte, bemühte sich, den Nachweis zu liefern, daß Dieser keineswegs den Atheismus lehre, ja, daß der Gottesbegriff desselben mit der Religion nicht einmal im Widerspruche stände. Diese Darlegung des Spinozistischen Systems, unternommen um der Ehrenrettung seines Freundes willen, sollte ein Glied jenes vielgenannten und vielgepriesenen Buches werden, das, unter dem Titel „Morgenstunden" veröffentlicht, in nicht geringerem Grade als seine übrigen Schriften seinem Namen Unsterblichkeit gesichert. —

Ein äußerer Umstand gab diesem Buche seinen Namen. Mendelssohn, den man den modernen Socrates nannte und der auch in

vielen Dingen diesem Philosophen des griechischen Alterthumes glich, hatte schon längst die Morgenstunden, die einzigen, die ihm sein Beruf frei ließ, dazu verwandt, außer seinen Kindern einen Kreis strebsamer Jünglinge um sich zu sammeln, die er theils in freier Unterredung, theils in zusammenhängendem Vortrage, jedoch mit Ausschluß alles Schulzwanges, über die erhabensten Wahrheiten, über Alles, was läuternd und veredelnd auf den Menschen zu wirken vermag, zu belehren suchte. Es waren Stunden der Weihe, die da die edelsten Jünglinge in geistiger Anregung, in gemeinsamem geistigen Verkehre verlebten, die ihrem Herzen denn auch stets unvergeßlich blieben. Wie wurden sie da auf die Höhen des Lebens gestellt und ihnen ein weiter und umfassender Blick auf Alles eröffnet, was so herrlich groß vor ihnen ausgebreitet war! Ist es da zu verwundern, daß Jünglinge, die später Zierden der deutschen Nation wurden, mit wahrhafter Andacht und inniger Seelenlust auf die Worte lauschten, die dem Munde unseres liebenswürdigen Philosophen entströmten? Wir nennen nur das Brüderpaar Wilhelm und Alexander von Humboldt, welcher Letztere noch in seinem Greisenalter von Mendelssohn und seinen Morgenstunden mit Bewunderung und dankbarem Sinne sprach.

Die Morgenstunden, dieses erhabene Denkmal eines edlen Geistes, weihte Mendelssohn dem Andenken seines Lessing, ihn von einer Anklage loszusprechen, die den Glorienschein ihm zu trüben schien, von dem er ihn so gern sich umgeben dachte. War nämlich Spinoza vom Atheismus losgesprochen, so haftete auch an Lessings Gläubigkeit kein Makel mehr. Freudigen Herzens dachte er sich daher die Morgenstunden in des Anklägers Händen. Da, plötzlich, unerwartet, empfing er eine Schrift Jacobis, in der dieser unter Mittheilung des ganzen über diesen Gegenstand gepflogenen Briefwechsels, zu dessen Veröffentlichung er nicht einmal die Erlaubniß eingeholt, Lessing offen, unumwunden, vor aller Welt des Spinozismus, d. i. des Atheismus beschuldigte.

Nun ließ es den Freund nicht ruhen. Wie tief verletzt mußte er sich auch durch das Verfahren jenes Mannes halten, der, voreilig, ohne erst abzuwarten, welcher Gebrauch von seinen Mittheilungen gemacht werden würde, eine so schwere Anklage über den entschlafenen Freund erhob. Die persönliche Beleidigung, die ihm selbst hierdurch widerfahren, trat zurück gegen die Kränkung, die dem großen Todten bereitet worden war. Wie blutete ihm das Herz, als er das Andenken seines Lessing so geschmäht, ihn selbst von der lichten Höhe, auf der er ihn so gern sich dachte, mit rohen

Händen in den Kreis der Gotteslängner, ja selbst der Heuchler heruntergerissen sah. Schwach, leidend, kränklich, erkannte er es dennoch für seine höchste Pflicht, die Ehre seines Freundes zu retten. Er schrieb sein „An die Freunde Lessings", wenige Bogen nur, in denen er dem Freunde den Tribut seiner Liebe und Treue darbrachte. Die letzten Worte, die er der Welt übergab, waren der Freundschaft geweiht. Schön und edel wie sein Leben war auch sein Scheiden: für seinen Freund war er in den Tod gegangen. Die Krankheit im Herzen, war er mit dem Manuscripte zu seinem Verleger geeilt, es dem Drucke zu übergeben. Heftiger kam die Krankheit zum Ausbruche und setzte seinem der Wissenschaft geweihten Leben ein nur zu frühes Ende. Am 4. Januar 1786 hauchte der Weise von Berlin seine edle Seele aus. Um ihn legten nicht seine Glaubensgenossen allein, nein Deutschlands edelste Männer Trauer an. Denn in ihm hatte die Philosophie einen ihrer liebenswürdigsten Vertreter verloren; nicht daß er ihr ein eigenes System geschaffen, sondern weil er die Philosophie aus dem engen Kreise der Fachgenossen in die weiten Kreise des Volkes, der Gebildeten im Volke, eingeführt hat. Denn auch Andern sollte sie werden, was sie ihm geworden: eine treue Wegweiserin im Leben. Darum verkündete er ihre Aussprüche in klarer und deutlicher Sprache, Allen verständlich, die in ihr eine Anleitung zu einem weisen Leben zu finden strebten.

Am 10. September 1829 feierten die Glaubensgenossen Mendelssohns den hundertjährigen Geburtstag ihres unvergeßlichen Wohlthäters. In dieser Feier offenbarte sich die tiefe und nachhaltige Einwirkung, die er auf seine Glaubensgenossen unbewußt, ja ohne daß er es eigentlich recht zu wollen schien, geübet hat. Denn er war kein Reformator, wie man dies oft fälschlich behauptete. Fehlte ihm doch hierzu jener unbeugsame Sinn, jene sprühende Begeisterung, ja, ich möchte fast sagen, jene Rücksichtslosigkeit, deren Derjenige bedarf, der die Genossen seines Glaubens nöthigen will, auf neuen Geleisen zu wandeln. Und es mangelte ihm hierzu nicht minder auch jener geschichtliche Sinn, der mit feinem Verständnisse in den religiösen Institutionen das Geschichtlich-gewordene, Wandelbare von dem Bleibenden, Ewigen und Unwandelbaren zu trennen vermag. Mendelssohn war kein Reformator in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Uebte er doch selbst mit strenger Gewissenhaftigkeit jeden, auch den geringsten Brauch, den die religiöse Sitte ihm geheiligt hatte; ja, spricht er sich doch in seinem

„Jerusalem" für die unverbrüchliche Geltung des gesammten Religionsgesetzes aus. Aber Eines that er, das ihn der Mit- und Nachwelt unvergeßlich macht und seinen Namen in die Reihen derer stellt, die sich um seine Glaubensgenossen hohe Verdienste erworben haben. Er zeigte es in seinem Leben und Wirken, daß man ein treuer Sohn des alten Bundes sein und dennoch an allen Bestrebungen und Errungenschaften des modernen Geistes innigen Antheil nehmen könne. Wohl war diese Erkenntniß keine neue. Hatten doch Mendelssohns Glaubensgenossen in Alexandrien zur Zeit des Philo, wie in Spanien und Italien es vollauf dargethan, daß wissenschaftliche Bestrebungen mit dem Geiste ihrer Religion keineswegs im Widerspruch ständen. Und weiset nicht selbst die Geschichte des deutschen Mittelalters uns einen Minnesänger auf, Süßkind von Triburg, der, jüdischem Stamme entsproßen, uns manch' schönen Sang hinterlassen hat? Aber die trübe, finstere Zeit, die Mendelssohns Glaubensgenossen in die engen, finsteren Ghettis bannte, hatte auch ihren Sinn umwölkt, daß sie leicht in Allem eine Gefahr für die Religion zu erblicken sich gewöhnet hatten. Mendelssohn war es, der wieder ein frischeres, regeres Geistesleben in ihrer Mitte weckte, dessen wohlthuender Hauch auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit verspürbar ist. Und machte er sich nicht dadurch auch um die Staaten verdient, daß er die geistigen Kräfte einer großen Genossenschaft, die bis dahin meist gebunden erschienen, entfesselte und ihnen in ihrer Entfaltung und Geltendmachung zu einem leuchtenden Vorbilde ward?

Für die Glaubensgenossen Mendelssohns beginnt somit mit Diesem eine neue Aera freier, geistiger Entwickelung. Wie suchten Diese aber auch Mendelssohn durch Wort und That zu ehren und zu feiern! Mendelssohnvereine erstanden aller Orten: in Dessau, Leipzig, Dresden u. s. w. Zur Ehre seines Namens begründete man Stipendienvereine für strebsame, studirende Jünglinge, sowie Waisenanstalten, deren Insaßen in seinem Geiste erzogen werden sollten.

So wirkte Mendelssohn, entsprechend der Inschrift, die noch heute das von ihm einst in Berlin bewohnte Haus ziert, auch noch nach seinem Tode Unsterbliches. Wie sein Leben und Wirken, so bleibe auch sein Andenken in allen Kreisen ein gesegnetes!